

MARTIN REMPE:

Kunst, Spiel, Arbeit. Musikerleben in Deutschland, 1850 bis 1960 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 235). Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2020. 400 S. ISBN 978-3-525-35250-2, 60,00 €

Martin Rempe bietet mit der auf seiner Habilitationsschrift beruhenden Studie Einblicke in das Leben von Berufsmusiker:innen in der Zeit von 1850 bis 1960. Sie gehören zu den Berufen, die unter dem Oberbegriff kreativer Arbeit subsumiert sind und deren Geschichte bislang von der Forschung wenig Berücksichtigung fand. Rempe zeigt auf, dass sich Berufsmusiker:innen aufgrund mangelnder strukturierter Ausbildung lange in einem unklaren Berufsfeld befanden, das jedoch durch verschiedene Entwicklungen ab 1850, wie verbesserte Berufsausbildungen und die Organisierung in Berufsverbänden, an Profil gewann. Hinzu kam, dass der Beruf der Musiker:innen durch technische Innovationen wie auch politische und gesellschaftliche Veränderungen in einem hohen Maß beeinflusst wurde.

Die Studie ist auf eine breite Quellengrundlage gestellt, die Nachlässe, Schriftgut in Form von Verbands- und Fachzeitschriften sowie Untersuchungsmaterial aus vielen Archiven umfasst. So gelingt es Rempe, aus über fünfzig Nachlässen und publizierten Memoiren Beispiele zu finden, die Einblicke in individuelle Lebensläufe der Musiker:innen geben und ihre Lebenssituation verdeutlichen, die mit Sicherheit keine Einzelschicksale waren. Bei der Wahl der Forschungsmethode nimmt der Begriff „Lebenswelt“ für Rempe eine Schlüsselfunktion ein. Obwohl er konstatiert, dass es kein methodisches Patentrezept für die Rekonstruktion von Lebenswelten gibt (S. 19), führt er kollektivbiographische Ansätze als geeignet an, um sowohl individuelle wie auch generelle Aussagen zur Lebenswelt von Musiker:innen treffen zu können. Neben den Biografien sind es u. a. Debatten und Diskurse in zeitgenössischen Schriften, wie zum Beispiel die der Verbandspublikationen und musikalischen Fachorganisationen, die es ermöglichen, historische Entwicklungen nachzuverfolgen. Ebenso ermöglicht es die breite Quellengrundlage, Vergleiche zur Situation von Musiker:innen in englischsprachigen Gebieten herzustellen.

Gegliedert ist die Studie, beginnend mit einer Einleitung mit Angaben zum methodischen Vorgehen, in drei Hauptkapitel: I. Lebenswelt im 19. Jahrhundert, II. Projekte der Professionalisierung 1890–1930 und III. Krise, Kollaps, Kontinuitäten 1930–1960. In seinem Fazit zieht Rempe Schlussfolgerungen, die auch für weitere Forschungsarbeiten hinsichtlich der kreativen Arbeit Relevanz besitzen. Neben einem ausführlichen Literatur- und Quellenverzeichnis finden sich im Anhang statistische Angaben zum Musiker:innenberuf in Deutschland sowie ein ausführliches Sach-, Orts- und Personenregister.

Rempe zeigt auf, dass der Arbeitsalltag von Berufsmusiker:innen in der Mitte des 19. Jahrhunderts noch stark von Angebot und Nachfrage abhängig war, was abgesehen von wenigen Festanstellungen im Bereich der Militärmusik und einer geringen Anzahl an Stellen in Hof- und Stadtorchestern lediglich zu befristeten Arbeitsverhältnissen führte. Auch die fehlende Ausbildung und somit eine geringe Anerkennung trugen zu einem schwierigen Lebensalltag bei. Einer der ersten wichtigen Schritte hin zu einer Professionalisierung war die Bildung des „Allgemeinen Deutschen Musikerverbandes“ 1872. Gegen Ende des Kaiserreichs hatte sich eine Interessensgruppe (S. 141) gebildet, die sich gegenüber Staat, Militär und Arbeitgebern vertreten konnte. Obwohl die Verbandsgeschichte der Musiker:innen einen breiten Raum in der Studie einnimmt, behandelt Rempe ebenso weitere Faktoren wie die Auswirkungen allgemein politischer und gesellschaftlicher Veränderungen. Thematisiert werden u. a. der Erste und Zweite Weltkrieg, die Weltwirtschaftskrise sowie der Nationalsozialismus mit der Judenverfolgung, die Ausgrenzung, Flucht und Ermordung der jüdischen Musiker:innen zu Folge hatte.

Welch großen Umbruch technische Innovationen für die wirtschaftliche Lage von Musiker:innen hatten, zeigt Rempe an den Veränderungen, die die Möglichkeit der Reproduzierbarkeit von Musik mit sich brachte. Der Stummfilm, ehemals von Musiker:innen begleitet, wurde durch den Tonfilm ersetzt, und obwohl Schallplatten-

produktion und Rundfunk neue Arbeitsfelder boten, wurden sie zwangsläufig als Konkurrenz wahrgenommen.

Die Musik selbst nimmt in der Studie nur wenig Raum ein; dennoch gelingt es Remppe immer wieder, die sehr heterogene Gruppe der Musiker:innen, die in sehr unterschiedlichen Genres von der Klassik bis hin zum Jazz tätig waren, auch differenziert zu betrachten. So sieht er mit dem Aufschwung der Unterhaltungsmusik eine deutliche Zäsur zwischen klassischer und Unterhaltungsmusik, was erhebliche Auswirkungen auf die öffentliche Förderung der klassischen Musik und eine zunehmende Privatisierung der Unterhaltungsmusik zur Folge hatte.

Erfreulich ist, dass, obwohl das Leben als Berufsmusiker:in lange Zeit fast ausschließlich eine männliche Domäne war – Frauen machten 1921 nur drei Prozent der Mitglieder des Musikerverbandes aus, und unter den Komponisten fand sich keine einzige Frau (S. 193) –, der Autor immer wieder einen Blick auf die Frauen in der Musikwelt wirft und zudem feststellt, dass selbst 1990 lediglich 13 Prozent Frauen in großen Orchestern vertreten waren (S. 340).

Insgesamt ist die Studie ein gelungener und spannender Beitrag zum Desiderat „Geschichte der kreativen Arbeit“, die für den Bereich der Berufsmusiker:innen tiefe Einblicke gewährt, die man sich in ähnlicher Weise und mit ebenso ausführlicher Quellengrundlage auch für andere kreative Berufe wünscht. Die Arbeit macht deutlich, dass das Musiker:innenleben in dem beschriebenen Zeitraum wenig mit einem idealisierten Künstlerleben zu tun hatte, wie es etwa Giacomo Puccinis Oper „La Bohème“ schildert, die eine verklärte Lebensweise von bildenden Künstlern, Schriftstellern und auch Musikern in der Mitte des 19. Jahrhunderts bewusst einer bürgerlichen Welt gegenüberstellt. Vielmehr rückte demzufolge das Streben nach Professionalisierung, gerechtem Lohn und Anerkennung den kreativen Aspekt der Arbeit in den Hintergrund. Somit spricht Remppe auch von einer „Entzauberung“ (S. 347), die die meisten Musiker:innen erleben mussten, was auch auf andere kreative Berufe zutreffen mag.

Jutta Nunes Matias, Münster

<https://doi.org/10.31244/rwz/2021/48>